
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 2. 1894.

Meeresnoth und Herzensstürme.

Novelle von **Fr. Berner**.

(Fortsetzung.)

2. (Nachdruck verboten.)

Vom nächsten Tage an erschien die Frau des Kapitäns unter den Passagieren der ersten Kajüte und begab sich auch später in der Gesellschaft der Damen wieder auf Deck. Dem Baron, der sie unausgesetzt beobachtete, schien es, als habe sie einen großen Theil der vorherigen Furcht verloren, da sie selbst bei den schwereren Bewegungen des Schiffes ziemlich ruhig blieb. Im Allgemeinen aber suchte sie die Gesellschaft der Passagiere zu meiden, soweit dies unauffällig geschehen konnte, und am liebsten war sie allein an Deck, des Morgens, wenn die Sonne aufging, oder am späten Abend, wenn die glitzernden Sterne sich auf der wogenden See spiegelten.

Frau Wanner, die sich gern mit dem Baron unterhielt, um sich dadurch vor den Anderen ein Ansehen zu geben, theilte demselben vertraulich mit, daß sie der Ansicht sei, Frau Hartroß zöge sich darum so von den Uebrigen zurück, weil sie, als die Frau eines Schiffers, sich ihnen nicht ebenbürtig dünke.

„Ich gebe mir natürlich alle Mühe, sie heranzuziehen," sagte die Dame, in deren Augen ein Baron zum Mindesten zu den Halbgöttern zählte, „um so mehr, als ich bemerke, daß Sie, Herr Baron, die junge Frau einer besonderen Rücksicht würdigen. Aber sie fühlt sich immer etwas befangen bei mir. Mein Vater, der, wie sie wohl wissen, ein Staatsbeamter war, pflegte stets zu sagen, daß Leute, die verschiedenen Gesellschaftsklassen angehören, nie frei und ungezwungen miteinander verkehren könnten."

Im Grunde aber lag die Sache anders. Einige der Damen waren einfach eifersüchtig auf die Frau des Kapitäns. Frau Sieveking gehörte nicht zu diesen; ihre schönen Augen schauten nie weicher und liebevoller, als wenn sie sich an der Seite des jungen Weibes befand. Frau Schlicht, die Gemahlin des Konsuls, empfand eine mütterliche Zuneigung für dieselbe, und Frau Stillfried gewann es thatsächlich über sich, ihr auch ab und zu eine Viertelstunde zu schenken, wenn sie sich von ihrem jungen Gatten loszureißen vermochte. Die anderen Damen aber waren eifersüchtig auf ihre seltene Schönheit; sie zischelten unter sich, wenn sie vorüber ging, und sagten, daß sie die Furcht vor der See nur heuchele, um sich bei den Herren interessant zu machen.

Die Zwischendeckspassagiere und besonders auch die Matrosen verehrten die „Fru Koptein" auf das Höchste, und man hörte kein rohes oder anstößiges Wort, wenn sie in der Nähe war. Als einer der Schiffsjungen krank wurde, und einige der feinen Damen bereits eine Ansteckungsgefahr zu fürchten begannen, da begab sich Anna Hartroß täglich zu dem armen Kranken in das Matrosenlogis, wo sie sich neben seiner Koje auf einer der Seekisten der Mannschaft niederließ, den klagenden Jungen tröstete, ihm von seiner Mutter vorerzählte und kaum darauf achtete, daß die Matrosen um sie her standen und ihr mit feuchten Augen zuhörten. Da war Keiner unter der Mannschaft, der sich ihretwegen nicht freudig in die größte Gefahr begeben hätte.

Die Tage vergingen; der „Seeadler" passirte den Suezkanal und lief in's Rothe Meer ein.

Baron Wolfram, der das Leben an Bord mit dem größten Interesse beobachtete, machte mit einem Gefühl des Behagens die Wahrnehmung, daß die Gruppe der Passagiere, die sich von Anfang an als ziemlich gleichgestimmt zusammengefunden hatte, immer mehr den Charakter einer großen Familie annahm. Das Leben an Bord bringt die Herzen und die Gemüther enger zusammen, als das Leben am Lande. —

Eines Morgens war die See unruhiger als gewöhnlich, und die Passagiere blieben im Salon, um vor den überkommenden Spritzwellen geschützt zu sein. Der Kapitän befand sich im Kar-



Praxedes Mateo Sagasta, spanischer Ministerpräsident. (S. 11)

tenhäuschen unter der Kommandobrücke, und seine Frau machte, trotz des schlüpfrigen Decks, auf dem das Wasser hin und her rieselte, den Versuch, zu ihm zu gelangen, um ihm den Morgengruß zu bieten. Sie wartete einen Augenblick, bis das Schiff sein Rollen etwas einstellte, und dann huschte sie vorwärts. An der Schwelle des Kartenhäuschens aber stolperte sie über einen im Deck befindlichen Ringbolzen und stürzte nieder. Baron Wolfram, der sie vom Achterdeck aus beobachtet hatte, eilte herzu, allein schon hatte der Kapitän sie in seinen Armen emporgehoben und in das Kartenhäuschen getragen, wo er in ängstlichster, zartester Sorgfalt um sie bemüht war. Sie hatte sich das Handgelenk ein wenig verstaucht, und die Schmerzen waren empfindlich; der Baron näherte sich besorgt; er sah auf den ersten Blick, daß die Sache ohne ernstlichen Unfall abgelaufen war, er gewahrte aber auch die ungewöhnliche Erregtheit des Kapitäns und erkannte daraus, daß derselbe sein junges Weib auf das Zärtlichste liebte.

Am Nachmittag, als er wiederum allein auf Deck war — die See ging hohl, und eine frische Brise wehte aus Westen, von dem egyptischen Wüstenlande her — kam der Kapitän zu ihm heran.

„Herr Baron," begann er, „gestatten Sie mir einige Worte. Ich habe Vertrauen zu Ihnen, ich halte Sie für einen Mann von makelloser Ehre. Sie kennen meine Frau; lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich dieselbe mehr liebe, als mein Leben. Das sind nur kalte Worte, aber Sie werden mich verstehen."

Der Baron verneigte sich zustimmend; er vermochte vor Erstaunen keine Erwiederung zu finden.

„Es kommen Augenblicke," fuhr der Kapitän fort, „wo ich bereue, sie mit auf See genommen zu haben; dann aber wieder denke ich, daß eine Frau, die ihren Mann liebt, auch den Beruf desselben lieben müßte."

„Das ist eine Ansicht, die ich bestreiten möchte, Herr Kapitän," entgegnete Baron Wolfram. „Glauben Sie vielleicht, daß die Frau eines Soldaten auch selbstverständlich eine Schwärmerei für Säbel, Bajonnette und Kanonen haben müsse?"

„Das ist nicht anzunehmen. Die Sache liegt hier aber auch etwas anders. Eine Seemannsfrau sollte sich, so denke ich mir, an Bord bei ihrem Manne wohler fühlen, als am Lande ohne ihn. Scheint Ihnen das nicht auch das Natürliche zu sein?"

„Darüber habe ich kein Urtheil; ich bin noch nicht in der glücklichen Lage, eine Frau zu besitzen."

Der Kapitän hatte mit der Rechten eine der Pardunen des Besanmastes ergriffen und starrte mit gerunzelten Brauen in die schäumende See.

„Sie wollte nicht mit an Bord," redete er weiter. „Sie weinte und bat und sagte, daß sie sich fürchte, und daß sie lieber zu Hause auf mich warten wolle."

„Das wäre vielleicht auch das Richtige gewesen," bemerkte der Baron.

Des Schiffers Antlitz röthete sich wie in jähem Unwillen. „Meinen Sie, Herr Baron?" sagte er, seinen eisernen Finger auf den Arm des jungen Mannes drückend. „Nun, ich denke anders. Eine Seemannsfrau, die ihren Mann werth hält, gehört an Bord zu ihm, vorausgesetzt, daß die Schiffsverhältnisse dies gestatten, was nicht immer der Fall ist. Meine Frau aber wollte nicht mit mir. Sie hing sich weinend und jammernd an meinen Hals, ich sollte sie zurück lassen. Wozu? frage ich Sie. Ich sollte auf ein halbes Jahr fort, und sie wollte allein bleiben? Das konnte mir nicht in den Sinn. ‚Du gehst mit mir,' sage ich, ‚und wenn wir Beide auf den Grund des Oceans fahren sollten.' Sie weinte natürlich ohne Aufhören und sie weint auch heute noch, nur hat sie gelernt, sich mehr zu beherrschen. — Warum ich sie nicht an Land gelassen? Weil mir ein Teufel im Herzen sitzt, ein wilder Teufel, dem ich ebensowenig gebieten kann, wie dem Meer und dem Sturme, der Teufel der Eifersucht. Wenn sie mich wahrhaft liebte, dann mußte sie zu mir sagen: ‚Ich fürchte mich vor der See, aber weil Du gehst, muß ich Dir folgen, wo Du bleibst, da bleibe auch ich.' Dann hätte ich gesehen, daß sie mir wahrhaft zugethan war, und dann hätte ich sie vielleicht auch zu Hause gelassen. So aber erwachte die Eifersucht in mir und machte mich gegen alle anderen Rücksichten blind."

Der Baron hörte wortlos zu; er hatte sich noch immer nicht von dem Erstaunen darüber erholt, daß der Kapitän gerade ihn zu seinem Vertrauten erwählte.

„Sie wundern sich darüber, daß ich Ihnen dies Alles erzähle," fuhr der Kapitän fort. „Als ich noch ein kleiner Junge und daheim im Hause meines Vaters war, da hing in unserer Stube ein altes Bild, das Konterfei eines Mannes im Harnisch und mit Federn auf dem Helm, und darunter stand zu lesen: ‚Der Ritter ohne Furcht und Tadel.' Ich bin ein einfacher Mann und habe nie gewußt, was es mit diesem Ritter für eine Bewandtniß hat, aber als Kind gefiel mir sein Gesicht, das so fest und energisch dreinschaute, und ich hab's bis heute nicht vergessen. Wenigstens fiel mir dasselbe wieder lebhaft ein, als ich Sie sah; Sie sind dem Ritter auf meines Vaters Bild ganz ungemein ähnlich."

„Das ist sehr schmeichelhaft für mich, Herr Kapitän," begann Baron Wolfram, der Schiffer aber unterbrach ihn schnell.

„Ich habe keine Schmeichelei beabsichtigt," sagte er. „Ich wollte nur anführen, daß das Gesicht auf jenem Bilde mich anzog, weil es so vertrauenerweckend war, und in ähnlicher Weise fühlte ich mich berührt, als ich Sie zum ersten Male hier an Bord erblickte. Es gibt ja so seltsame Zufälligkeiten im Leben. Ich weiß, daß ich Ihnen vertrauen kann, Herr Baron, und deswegen rede ich mit Ihnen so offen. Ich möchte Sie bitten, sich meiner Frau ein wenig anzunehmen, ihr ein wenig von Ihrer Zeit zu widmen. Anna hat Sie gern, sie freut sich, wenn sie sich mit Ihnen unterhalten kann. Meine eigene Zeit ist sehr beschränkt. Wollen Sie meine Bitte erfüllen und dabei versuchen, ihr die Furcht vor der See auszureden?"

Der ehrliche Seemann schaute dem jungen Diplomaten mit herzlicher Freundlichkeit in's Auge, in seinem sonst so durchbohrenden Adlerblick lag ein offenes, rückhaltloses, fast kindliches Vertrauen.

Baron Wolfram erwiederte diesen Blick aus aufrichtigem, dankbarem Herzen. Er ergriff die kraftvolle Hand des Kapitäns mit männlichem Druck und dabei gelobte er sich in seinem Innern, sich eines solchen Vertrauens würdig zu erweisen.

3.

Der tropische Sonnenbrand war kaum zu ertragen. Der „Seeadler" befand sich jetzt im Indischen Ocean und durchfurchte die blauen Fluthen desselben mit stetiger Schnelligkeit. Der Kapitän war stolzer wie je auf sein schönes Fahrzeug. Der Wind kam von hinten, und da seine Geschwindigkeit nicht größer war, als die des Schiffes, so herrschte auf Deck eine vollkommene Windstille.

Die Matrosen hatten ein großes Sonnensegel über dem Achterdeck ausgespannt, und unter demselben fanden die Passagiere, wenn auch keine Kühlung, so doch Schatten.

Baron Wolfram lag in seinem Bambusstuhl und blies den Dampf einer Havanna von sich.

Frau Sieveking näherte sich von der hinteren Treppe und rückte ihren Stuhl neben den seinen.

„Welch' ein heißer Tag!" sagte sie, nachdem sie den jungen Mann lächelnd begrüßt hatte. „Dem Regen und dem Nebel konnten wir entrinnen, vor dieser Hitze aber gibt's keinen Ausweg."

Baron Wolfram schaute sie an; sie erschien ihm heute bleicher als sonst.

„Es ist schade, daß Sie kein Buch mitgebracht haben, gnädige Frau," sagte er, „ich hätte Ihnen vorlesen können."

„Es ist zu warm dazu," entgegnete sie. „Ich habe hier eine Handarbeit, aber ich mag die Finger nicht rühren. Sehen Sie nur die goldene Fluth dort drüben; sieht's nicht aus wie ein Feuermeer?"

Von der vorderen Treppe her kam Frau Schlicht mit ihrem kleinen Mädchen, und hinter ihr erschien Frau Stillfried.

„Das ist so ein Vorgeschmack von dem Klima in Shanghai," lachte die Konsulin, der Frau Sieveking freundlich zunickend. „Mein Mann hat den ganzen Morgen nichts gethan als Eiswasser getrunken. Frau Stillfried, setzen Sie sich zu mir, ich will Ihnen etwas von der Hitze in Ihrer neuen Heimath erzählen."

„Wo ist aber mein Mann?" fragte die junge blonde Frau eifrig.

Alles lachte. Man war bereits so vertraut miteinander geworden, daß man sich schon eine harmlose Fröhlichkeit auf Kosten Anderer erlauben durfte.

„Sie müssen aber nun wirklich bald versuchen, auch einmal fünf Minuten ohne Ihren Gatten zu existiren," sagte der Baron heiter. „Ich habe Herrn Stillfried übrigens vorhin mit dem Obermaschinisten und dem Kapitän in's Kartenhäuschen gehen sehen."

Jetzt erschien auch Frau Anna Hartroß; sie sah in ihrem weißen, einfachen Morgengewande, mit dem rosig angehauchten Gesicht und dem schimmernden Goldhaar wie ein Wesen aus dem Feenlande aus. Ein freundlicher Dank leuchtete aus ihren Augen, als Baron Wolfram einen der leichten Sessel für sie herbeiholte.

„Ein herrlicher Tag!" sagte sie, sich in den weiten Stuhl zurücklehnend. „Ob wir wohl einer der tropischen Inseln so nahe kommen werden, daß wir den Duft der Blumen spüren können? . . . O, meine Blumen zu Hause! Ich weiß einen Ort daheim in unserem Garten, an den ich in heißen Tagen immer denken mußte, bis ich mich vor Heimweh kaum noch lassen konnte."

„O bitte, erzählen Sie uns davon," sagte Frau Sieveking leise.

„Es ist ein stiller, grüner Winkel im Garten meines Vaters. In der Ecke, an der epheubewachsenen Mauer, steht eine alte, hohe Linde mit weit ausgebreiteter, dichter Krone, und um sie herum wächst weiches, üppiges Gras. Ganz in der Nähe befindet sich ein steinummauerter Ziehbrunnen, ein altmodischer Brunnen mit einem hölzernen Deckel und von dunklem, sammtenem Moos überzogen. Die Steine triefen von Feuchtigkeit, auch das Moos ist immer naß, und das Wasser, das aus dem Brunnen kommt, ist so kalt wie Eis und so klar wie Krystall. Unter dem Lindenbaum steht eine Bank; ringsum ist es ganz still und man hört nichts als das Fallen der Tropfen in dem Brunnen. Wenn ich an jenen stillen, kühlen Ort denke, dann vergesse ich, daß ich auf diesem tropischen Meere und unter dieser glühenden Sonne bin."

Frau Sieveking saß ganz still. Die Konsulin aber sagte: „Sie müssen Ihre Heimath sehr lieb haben, Frau Anna, da Sie so schön von ihr zu erzählen wissen."

Da erhob Helene Stillfried ihre blauen, schwärmerischen Augen und rief: „O, überall ist's schön, wo wir mit denen zusammen sind, die wir lieb haben!"

Die Zeit sollte kommen, wo diese Worte dem Baron Wolfram wieder lebhaft in's Gedächtniß gerufen wurden.

Einige Minuten später wurde die Konsulin zu ihrem Manne gerufen, und da zugleich auch Frau Helene ein fröhliches Spiel mit dem kleinen Mädchen begann, blieben Frau Sieveking, die Frau des Kapitäns und Baron Wolfram allein.

„Sie sind nachdenklich und traurig, Frau Sieveking," sagte Anna, die das schöne Antlitz der Angeredeten eine Weile stillschweigend betrachtet hatte, „darf man wissen, was an einem so lichten und freundlichen Tage Ihr Herz bedrückt?"

Frau Sieveking blickte auf, als habe man sie aus dem Schlafe erweckt.

„Ich dachte über meinen Traum von heute Nacht nach," antwortete sie. „Sie dürfen mich nicht auslachen, Herr Baron, aber ich habe wirklich einen Traum gehabt, der mich recht beunruhigt."

„Sie glauben doch nicht etwa an Träume?" lächelte Anna.

„Das nicht, aber man kann zuweilen doch nicht umhin, den Eindruck eines besonders lebhaften Traumes auch noch länger zu empfinden. Und dieser Traum hat mich thatsächlich erschreckt. Ich würde dies, außer ihnen Beiden, keinem Anderen gestehen. Der Herr Baron v. Eckenburg hat mir bisher so viel Liebenswürdigkeit und Freundschaft erzeigt, daß ich ihn betrachte wie einen jüngeren Bruder, und Sie, Anna, könnten meine älteste Tochter sein. Sie sollen daher meinen Traum hören. Mir war, als wäre ich nicht mehr auf dem Schiffe, als wäre das Schiff verschwunden. Ich sah und hörte Niemand mehr. Die See war todtenstill und dunkel, und ich lag darauf, ganz ruhig und das Gesicht dem Himmel zugekehrt. Ich war nicht ertrunken, fürchtete auch gar nicht zu ertrinken; wie ich aber so emporblickte, da sah ich plötzlich in dem offenen Himmel meine Kinder, die freundlich herabschauten und mir winkten. Dann fühlte ich mich in der Stellung, wie ich lag, aufgehoben; ich schwebte aufwärts, viele, viele Meilen hoch, und die See blieb tief unten zurück. Ich hörte die jubelnden Stimmen meiner Kinder, ich streckte ihnen meine Arme entgegen, und dann wachte ich auf. Ich fühlte die Erschütterungen der Schiffsschraube, ich hörte das gurgelnde Rauschen des Wassers draußen an den Schiffsseiten und ich wußte nun, daß ich mich noch an Bord des ‚Seeadler' und nicht im Himmel befand."

„Ein merkwürdiger Traum!" rief der Baron.

Anna saß in Sinnen verloren. Dann erschauerte sie leise und richtete sich auf.

„Ich werde mich nie an die See gewöhnen," sagte sie, „und nichts soll mich bewegen, noch einmal eine Reise mitzumachen, wenn ich erst von dieser wohlbehalten zurückgekehrt bin."

— — — — — — — — —

Die Tage vergingen; Baron Wolfram suchte so viel als angängig die Zeit in Anna's Gesellschaft zuzubringen, und so entwickelte sich eine innige Freundschaft zwischen den Beiden. Sie fanden sich in der Morgenfrühe auf Deck, um miteinander die Sonne aufgehen zu sehen; sie saßen in der Tageshitze bei einander unter dem Sonnensegel, lesend, plaudernd, oder Jeder sich schweigend an der Gegenwart des Anderen genügen lassend; sie wandelten in den Abendstunden auf dem einsamen, mondbeglänzten Deck hin und her — aber kein Wort fiel zwischen ihnen, das nicht vor aller Welt hätte bestehen können. Wohl hatte sich in Wolfram's Herzen längst ein Gefühl geregt, das er noch immer Freundschaft nannte, das aber bereits sein ganzes Wesen und Denken beherrschte — er war jedoch ein Ehrenmann; Kapitän Hartroß hatte ihm sein höchstes Vertrauen geschenkt, und dieses Vertrauen war ihm heilig. Es hinderte ihn aber nicht daran, in Anna das liebreizendste Weib zu sehen, das ihm je begegnet war.

Was hatte sie nur bewogen, diesen Mann zu heirathen? Diese Frage hatte er sich schon hundertmal vorgelegt. Er würde aber alle Achtung vor sich selber verloren haben, wenn er zu ihr etwas gesprochen, was der Kapitän nicht auch hätte hören dürfen. Er berührte ihre kleine, weiße Hand nie anders, als mit dem Druck treuer Freundschaft, er wußte, daß ihr unschuldiges Herz ihm freundlich, aber nur in reiner schwesterlicher Neigung zugethan war.

Eines Abends zeigte sich eine Veränderung im Wetter. Die leichte Brise erstarb, und eine bleierne Windstille legte sich brütend auf die träge See — der Vorbote eines tropischen Wirbelsturmes. Der Baron fing den zweiten Steuermann ab und hörte von dem, daß es „etwas setzen" würde.

Ein Grund zu Besorgnissen war zwar nicht vorhanden, der „Seeadler" hatte schon gar manchen Sturm überstanden, allein dem jungen Manne wurde das Herz schwer, wenn er an Anna dachte. Was würde die Arme in dem bevorstehenden Kampfe der Elemente zu leiden haben, wenn schon das Meer in seiner Ruhe ihr so schrecklich war?

Die Sonne ging blutroth und strahlenlos unter. Die Atmosphäre war zum Ersticken. Kein Lüftchen regte sich.

Die Passagiere irrten beklommen hin und her. Die Stimmung war unruhig und gedrückt. Baron Wolfram bemühte sich, Anna bei Seite zu halten, damit dieselbe die Bemerkungen der Anderen nicht höre.

„Es ist heute ganz anders wie sonst hier auf Deck," sagte sie zu ihm. „Wie dick die Luft ist, und wie häßlich mißfarben der Himmel aussieht! Was soll das heißen? O Herr Baron, ich fürchte mich!"

Er blickte sie an; sie war ganz bleich geworden.

„Aber, gnädige Frau, Sie werden sich doch nicht vor einem kleinen Gewitter fürchten?" lächelte er. „Denn weiter wird es nichts."

Aus der dunklen Ferne ließ sich ein dumpf rollender Donner vernehmen. Die junge Frau klammerte sich todtenbleich und zitternd an seinen Arm. Vergebens bemühte er sich, sie zu beruhigen und ihren Sinn auf die grandiosen Naturschönheiten zu lenken, die sich während eines Gewittersturmes auf dem Meere beobachten lassen. Sie bebte wie ein geängstetes Kind und bat ihn nur unaufhörlich, sie nicht zu verlassen.

Plötzlich kam es über die See daher mit heulendem Toben und Kreischen; ein fürchterlicher Windstoß legte das Schiff ganz auf die Seite, der Sturm war entfesselt und schnob mit rasender Gewalt daher, und Baron Wolfram hatte die größte Mühe, die weinende junge Frau über die im Salon herumfahrenden Geräthe und Trümmer bis zu ihrer Kammer zu geleiten. —

Es war ein Kampf auf Leben und Tod, den der „Seeadler" mit dem Wirbelsturme kämpfte. Die Finsterniß war undurchdringlich; nur von der See, deren Oberfläche sich in schäumenden Gischt verwandelt hatte, ging ein gespenstisches, phosphorisches Leuchten aus. Der Wind drückte das Schiff nieder, als läge eine Felswand auf demselben, und trotz des Arbeitens der Schraube schob er es, mit der Breitseite voran, wie ein Spielzeug vor sich her. Nach und nach wurde der Wind schwächer, und nun erhob sich die bisher von ihm gefesselt gewesene See in bergeshohen Wogen. Das Schiff arbeitete fürchterlich; schwere Wassermassen stürzten über den Bug und über die Regeling an Deck und rissen Alles mit sich über Bord, was nicht niet- und nagelfest war. Gleich die erste Sturzsee zerschmetterte eine Anzahl der in den Davits hängenden Boote. Das grausige Getöse ließ die Herzen der in ihren Kojen liegenden Passagiere zu Eis erstarren. Baron Wolfram dachte an die arme Anna, an ihre Todesangst, und trotz des Befehls des Kapitäns, der den Passagieren untersagt hatte, während des Sturmes auf Deck zu kommen, tastete er sich durch den Salon und drang die Treppe empor. Von dem Steward erfuhr er, daß Frau Hartroß sich in der Kapitänskajüte befinde. Dieser Raum lag ganz vorn unter dem Achterdeck und hatte seinen Eingang direkt vom Hauptdeck aus.

(Fortsetzung folgt.)

Praxedes Mateo Sagasta, spanischer Ministerpräsident.

(Mit Porträt auf Seite 9.)

Nachdem das Ministerium Canovas 2½ Jahre im Amt gewesen war, trat es am 7. Dezember 1892 zurück, und seitdem hat Spanien ein dynastisch-liberales Kabinet und das achte Ministerium Sagasta seit 1872, wo dieser Staatsmann zum ersten Male an die Spitze der Regierung trat. — Don Praxedes Mateo Sagasta, dessen Porträt wir auf S. 9 bringen, ist am 21. Juli 1827 zu Torrecilla de Cameros geboren und widmete sich ursprünglich dem Baufach. Bei der Revolution von 1854 wurde er zum Abgeordneten der konstituirenden Cortes gewählt, mußte aber nach der Niederwerfung des Aufstandes 1856 fliehen. Zurückgekehrt wurde er Professor an der Madrider Ingenieurschule, bis er nach der mißlungenen Erhebung von 1866 abermals das Land verlassen mußte. Bei der Entthronung Isabella's (1868) hatte Sagasta seine Hand wesentlich mit im Spiele und wurde darauf unter der provisorischen Regierung Serrano's zum ersten Male Minister. Ministerpräsident wurde Sagasta, wie gesagt, erstmals 1872, dann 1874, 1881, 1885, 1886 (nach Neubildung des Kabinets), ebenso 1888, 1890 und nun wieder 1892.

Ein Straßenbild aus Berlin.

(Mit Bild auf Seite 12.)

Unter den zahlreichen „Reklamewagen", die man in den Berliner Straßen gewahrt, ist der Schmuckwagen des Berliner Hundeparkes (siehe das Bild auf S. 12) einer der hübschesten und originellsten. Der Wagenkasten ist fast ganz aus Glas, oben darauf steht als Wahrzeichen ein künstlicher weißer Hund, und im Wagen selbst sieht man eine Auswahl lebender Vertreter der Familie Wauwau, alle schön gewaschen, geschoren und gekämmt. Dieses Schaufahren findet Nachmittags nur in der Friedrichsstraße und Unter den Linden statt. Zu anderen Tageszeiten ist der Wagen in allen Stadttheilen zu gewahren, denn er dient dann dazu, um Hunde zur Schur, Wäsche, Reinigung von Ungeziefer und dergleichen nach dem Hundeparke abzuholen oder die gesäuberten und verschönerten Bellos, Amis, Hektors u. s. w. ihren Besitzern wieder zurückzubringen. Dann sind die Glasscheiben natürlich verhängt.

Der Goldmacher.

Erzählung von **Friedrich Meister.**

Die Nachtglocke ertönte laut und heftig. Doktor Mittler, der bis tief in die Nacht hinein studirt hatte und soeben erst mit erhitzten Augen zu Bett gegangen war, stand auf und warf sich schlaftrunken wieder in seine Kleider.

Es war Winter und bitter kalt. Der junge Arzt hatte keinen Dienstboten; er bebte vor Frost, als er die Treppe hinunter ging und die Hausthür aufschloß.

Eine verhüllte Frauengestalt stand bis über

die Knöchel in dem auf den steinernen Stufen liegenden Schnee.

„Bitte, kommen Sie herein," sagte der Arzt hastig, denn der Wind wirbelte Massen von Schnee in den Flur hinein.

Die Hilfesuchende huschte in's Haus und der Doktor schlug hinter ihr die Thüre zu. In seinem Zimmer angekommen, setzte er die Lampe in Brand und dann fragte er die Fremde nach ihrem Begehr.

„Ach, Herr Doktor," begann sie, „ich bitte Sie dringend, sogleich zu meinem Vater zu kommen, dem ein Unglück passirt ist."

Der frische Wohlklang ihrer Stimme machte den Doktor aufmerksam. Er schaute seine Besucherin forschend an, konnte aber in den Falten des Tuches, das ihren Kopf umhüllte, nichts entdecken, als ein bleiches, mageres Gesicht und ein Paar große, dunkle Augen. Soviel aber gewahrte er, daß sie noch sehr jung sein müsse. Aus ihrer Bekleidung sprach bittere Armuth. Sie hatte die Hände in die Enden des Tuches gewickelt, welches sie um ihren Kopf geschlungen hatte, und das auch noch ein wenig ihre Schultern bedeckte — der einzige Schutz in dieser stürmischen Winternacht.

„Was ist Ihrem Vater denn zugestoßen?" fragte der junge Arzt in theilnehmendem Tone.

„Er hat sich verbrannt, bei einer Explosion."

„O! Da ist er wohl in einer Fabrik beschäftigt?"

„Nein, mein Vater ist Chemiker."

„Nun, hoffentlich ist die Verbrennung keine schwere. Es ist doch noch Jemand bei ihm zur Aufsicht?"

„Nein, ich wohne mit ihm ganz allein; er würde auch keinem Fremden den Zutritt zu seinem Laboratorium gestatten, und trotz seiner Verwundung war er auch jetzt nicht zu bewegen, dasselbe zu verlassen."

„Sonderbar. Dann ist er wohl mit wichtigen Untersuchungen beschäftigt? Doch das hat mit meiner Aufgabe nichts zu thun. So, nun bin ich bereit. Bitte, gehen Sie voran, ich leuchte Ihnen."

Sie verließen das Haus, gingen durch ein paar Straßen und hatten bald das Haus erreicht, in dem der Verwundete wohnte, eines der großen, vierstöckigen, häßlichen Gebäude, aus welchen der ganze Stadttheil bestand. Das Mädchen schloß auf, geleitete den Doktor über den winkeligen Hof in das Hintergebäude und dort bis in das oberste Stockwerk hinauf. Sie öffnete eine Thür und schob den Doktor hinein. Dieser befand sich in einem dunklen, dumpfigen Gemach, das eigentlich zu einer Küche bestimmt gewesen war; in einer Ecke sah er auf einem



Der Schmuckwagen des Berliner Hundeparkes auf der Friedrichsstraße in Berlin. (S. 11)

elenden Lager einen alten Mann, regungslos und anscheinend auch bewußtlos liegen. Die Lampe, die auf einem entfernten Tische mitten unter Flaschen, Retorten, Abdampfschalen, kleinen Schmelztiegeln und anderen chemischen Werkstücken stand, brannte nur düster.

Der Verletzte war nicht todt, er athmete schwer und hielt das Gesicht gegen die Wand gewendet. Doktor Mittler beugte sich über ihn und berührte ihn leise am Arm, um seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Der alte Mann fuhr zusammen und richtete sich hastig auf. „Wer — wer sind Sie?" stieß er erschrocken hervor. „Ich kenne Sie nicht — wer brachte Sie her? Was wollen Sie von mir? Was haben Sie hier zu spioniren?"

Sein Gesicht war hager und abgemergelt, wie auch seine ganze Gestalt, spärliches weißes Haar bedeckte seinen Schädel, und ein dünner weißer Bart umgab Kinn und Wangen; die Augen lagen ihm tief im Kopfe, und ein unheimlicher Glanz leuchtete aus ihnen, wie sie jetzt, halb in Entsetzen und halb in Wuth, zu dem jungen Arzte emporstarrten.

„Beruhigen Sie sich," entgegnete dieser sanft, „ich will hier weder spioniren, noch Ihnen sonst etwas zu Leide thun. Ich bin der Doktor Mittler."

„Sie sind ein Arzt?" fragte der alte Mann mißtrauisch. „Nun, als solcher sind Sie amtlich verpflichtet, die Geheimnisse, die Ihnen von Ihren Patienten anvertraut werden, unverbrüchlich zu bewahren."

„Gewiß, das ist meine Pflicht."

Der alte Mann sank auf sein Lager zurück. „Ich glaube, daß ich mich schwer verletzt habe," stöhnte er.

Der Doktor machte sich nun ohne Weiteres an die Untersuchung, und es stellte sich heraus, daß der Chemiker sowohl an den Armen, wie auch an der Brust und am Halse Brandwunden davon getragen hatte, die sehr schmerzhaft, aber immerhin nicht gefährlich waren.

„Sie werden also Niemand etwas von dem mittheilen, was Sie hier in meiner Wohnung sehen oder hören sollten?" sagte der alte Mann, den Arzt ängstlich und fragend anblickend, während der Letztere eine lindernde Oelmischung auf die Wunden pinselte. „Wollen Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben?"

Der Doktor nickte. „Selbstverständlich," sagte er. „Beruhigen Sie sich doch. Ich gebe Ihnen mein Wort, vorausgesetzt, daß weder mein Gewissen, noch meine Pflicht als Staatsbürger dadurch beeinträchtigt wird."

„Das hat damit nichts zu thun. Ich will Ihnen Vertrauen schenken. Heilen Sie mich nur so bald als möglich und Sie sollen ein reiches Honorar erhalten."

Doktor Mittler konnte bei diesen Worten des alten Chemikers ein Lächeln nicht unterdrücken. Er wußte aus Erfahrung, was von Patienten, die in den Hinternhäusern der Miethskasernen dieses ärmlichen Stadtviertels wohnten, zu erwarten war.

„Das wird sich Alles finden," sagte er.

Humoristisches: Das hat man davon!

Von G. Imlauer.



Jüngst war ich in der Stadt, meine Frau Tante zu besuchen. Wie ich nun so auf der Straße dahingeh', tret' ich auf 'was Weiches, ich schau', und was ist 's? — ein Geldtascherl mit 5 Mark 50 Pfennig. Denk' ich, als ehrlicher Mann und Weinhändler von Stößing: Das mußt Du anzeig'n, und geh' direkt auf's Gericht.



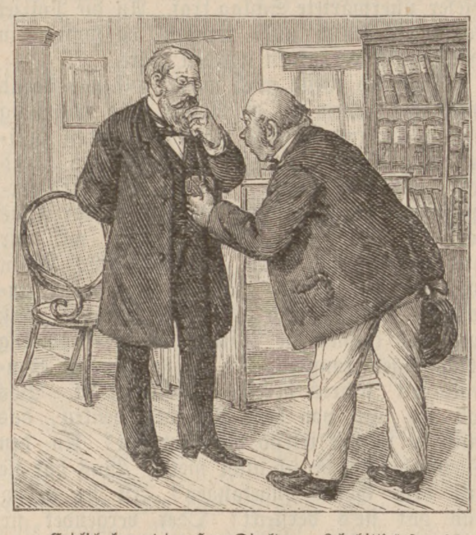
Wie ich dorthin komm', sag ich einem Herrn: „Ich bitt' schön, wie ich jetzt auf der Gasse geh', tret' ich auf 'was Weiches, es ist ein Geldtascherl mit 5 Mark 50 Pfennig, das möcht' ich abgeben!" — „Sehr schön von Ihnen," sagt der Herr, „warten Sie nur ein bisserl, bis der Kanzleidirektor kommt!" — War ein sehr freundlicher Mann, der Herr.



In einer halben Stunde kommt ein anderer Herr, ich glaub', es ist der Direktor, und sag' ihm: „Ich bitt' schön', ich geh' auf der Gassen, tret' auf 'was Weiches; wie ich schau', ist's ein Geldtascherl mit 5 Mark 50 Pfennig." — „Ah bravo, lieber Herr," sagt er, „ich bin aber nur Koncipist, setzen Sie sich, der Herr Direktor kommt bald." — Ist auch ein lieber Mann gewesen!



In einer Viertelstunde kommt wieder Einer, dem erzähl' ich dieselbe Geschichte, der war aber schwerhörig. „Eintreten haben's Ihnen was? Da müssen's zu einem Medicinae Doctor gehen!" Sag' ich nein, und schrei: „Auf ein Geldtascherl bin ich getreten, das will ich abgeben!" — „Der Direktor," sagt er, „kommt schon gedulden Sie sich!"



Endlich kommt der Herr Direktor. „Ich bitt'," sag' ich, „ich bin auf 'was Weiches getreten, und wie ich's anschau, ist's ein Geldtascherl mit 5 Mark 50 Pfennig, das möcht' ich abgeben." — „Sehr honett von Ihnen," sagt er, „solcher That gebührt alles Lob, aber Sie müssen schon so gut sein, im 2. Hof, 3. Stiege, 4. Stock ist der Fund zu deponiren, dort ist das Depositenamt!"



Endlich find' ich nach verschiedenen Irrfahrten die Depositen-Abtheilung. Vertrunken wären die 5 Mark 50 Pfennig viel schneller und angenehmer gewesen. Dort endlich hab' ich's angebracht! Sagt der Herr Kanzleidirektor: „Sehr anständig von Ihnen lieber Herr, mit wem habe ich denn eigentlich die Ehre?"



„O! ich hab' die Ehre," sag' ich, „ich heiß' Panschinger und bin Weinhändler aus Stößing und jetzt auf Besuch hier." — „So, so," sagt' er, „gemeldet?" — „Gemeldet?" sag' ich, „bitt' schön, was ist das?" — „Sie wissen nicht, was das heißt?" fragt' er. — „Nein!" sag' ich. — „Amtsdiener!" schreit er plötzlich.



Dann sagt' er zu dem: „Führen Sie sofort diesen Herrn in's Meldungs-Departement, 3. Hof, 5. Stiege, 6. Stock. Er ist verhalten, von Amtswegen 10 Mark Strafe wegen unterlassener Meldung bei der Polizei zu erlegen!" — „Sehr wohl!" sagt' der Diener, und führt mich 3. Hof, 5. Stiege, 6. Stock. —



„Was hast' denn, daß Du so fuchsteufelswild bist?" hat meine Tante g'sagt, wie ich wieder nach Haus gekommen war. — „Ah' so was! so was! — Ich geh' auf der Gassen, tret' auf 'was Weiches, find' 'a Geldtascherl mit 5 Mark 50 Pfennig, geb's bei Gericht ab, meld' mich, daß ich nit gemeldet bin; muß 10 Mark Straf' zahl'n! — Himmelkreuzelement! Das hat man davon!"

„Halten Sie sich nur recht ruhig. Ich denke, daß Sie in acht Tagen wieder auf den Beinen sein werden."

„Gott sei Dank!" kam es mit gepreßter Stimme aus der entferntesten Ecke des Zimmers von den Lippen des jungen Mädchens.

„Ha!" fuhr der Alte fast kreischend auf. „Das ist ja meine Tochter! Haben Sie das Mädchen gesehen, Herr Doktor? Wie? Wo? O, die Nichtswürdige, die —"

„Vater! Vater!" schrie das Mädchen herbeieilend und sich vor dem Lager auf die Kniee werfend. Und in ein heftiges Weinen ausbrechend, verbarg sie ihr Gesicht in den Decken der Lagerstätte.

Der alte Mann zog sich bis an die Wand zurück, um die Knieende nicht zu berühren.

„Du Spitzbübin! Du Diebin!" zischte er. „Du bist also auch da! — Herr Doktor," fuhr er zu dem auf's Höchste erstaunten jungen Arzte gewendet fort, „ich bin der unglücklichste Mensch, der bedauernswertheste Vater auf der weiten Welt. Sehen Sie her — das Mädchen hier ist es, welches die Frucht aller meiner Mühen zunichte machte und mich immer von Neuem zurückwirft in's Elend — meine eigene Tochter ist es, die mir das Herz bricht! — Da! Da! Schauen Sie sie an, damit Sie wissen, wie solch' eine Nichtswürdige aussieht!"

Dabei deutete er mit einer Geberde voll Haß und Abscheu auf das knieende, schluchzende Mädchen, das kein Wort, keinen Laut der Vertheidigung vernehmen ließ.

Der Doktor stand ganz starr vor Erstaunen; Haß und Zorn zwischen so nahen Blutsverwandten wirken auf einen Dritten stets peinlich und abstoßend.

„Hören Sie mir zu, Herr Doktor," fuhr der alte Mann in hoher Erregung fort. „Hören Sie zu, ich will diese Schlange vor Ihnen entlarven. Ich habe Ihr Ehrenwort, Sie werden's nicht weiter tragen. Ich bin ein pensionirter Beamter des Magistrates dieser Stadt, habe aber von jeher eine Neigung für die Chemie gehabt. Heute nenne ich mich einen Alchemisten. Seit zwanzig Jahren habe ich einem Geheimniß nachgespürt — dem Magisterium. Wissen Sie, was das heißt? Das Magisterium ist ein Stoff, der andere Stoffe in Gold verwandeln kann. Ja, und ich habe das Geheimniß ergründet. Vor zwei Jahren hatte ich den ersten Erfolg; vor zwei Jahren schon war es mir gelungen, unedle Metalle in Gold zu verwandeln. Aber unter welchen Opfern! Alles habe ich daran gegeben, Alles opferte ich meinem großen Zweck, nichts gestattete ich mir, außer diesen Räumen hier und dem Dach über meinem Kopfe. Aber der Erfolg belohnte mich auch. Ja, Herr Doktor Mittler, wohl mögen Sie mich verwundert und ungläubig ansehen — ich habe Gold gemacht! Ich bin heute in der Lage, die Hauptstadt des deutschen Reiches in Erstaunen zu setzen. Ich habe seit meiner Entdeckung jeden Tag Gold gemacht. Tag und Nacht habe ich gearbeitet, denn ich vermochte nur immer eine ganz bestimmte Menge Gold zu erzeugen, und zwar vermittelst eines Prozesses, der von den Vorschriften der alten Meister vollständig abweicht. Ich war mithin sehr wohl berechtigt, eine Zeit für mich vorauszusehen, wo ich es mit den Reichsten dieser Erde würde aufnehmen können.

Ich arbeitete unermüdlich weiter. Tag für Tag händigte ich diesem Mädchen hier das hergestellte Gold ein, mit der Weisung, dasselbe aufzubewahren und nur unseren Lebensunterhalt davon zu bestreiten. Zu meinem Erstaunen aber ward ich inne, daß unsere ärmlichen Verhältnisse nach wie vor unverändert dieselben blieben. Ich hielt dies jedoch für eine weise Sparsamkeit von Seiten meiner Tochter; sie meint jedenfalls, so sagte ich mir, daß wir auf diese Weise um so eher das Kapital ersparen können, welches uns ein glänzendes Dasein gestattet, und deshalb machte ich ihr keine Vorwürfe, sondern arbeitete weiter.

Wie ich schon erwähnt habe, konnte ich täglich nur immer ein ganz bestimmtes Quantum Gold herstellen, einen kleinen Kegel von ungefähr hundert Mark Werth. In zwei Jahren hatte ich, nach meiner Berechnung, gegen fünfhundert solcher Goldkegel erzeugt, welche einer Summe von etwa fünfzigtausend Mark entsprachen. Wenn man hiervon die Kosten für unsere unbedeutenden Bedürfnisse während dieser beiden Jahre, im Ganzen vielleicht höchstens zweitausend Mark, abrechnete, so mußten wir noch immer im Besitz von achtundvierzigtausend Mark sein. Ich hielt nun die Zeit für gekommen, wo wir uns eine Entschädigung für die langen Jahre der Entbehrungen gönnen konnten, und beschloß, meinem Kinde und auch mir fortan eine Reihe von Erleichterungen zu gewähren. Ich gebot ihr daher, mir einen Theil unseres Schatzes auszuhändigen. Zu meiner höchsten Ueberraschung aber brach sie bei diesem Verlangen in Thränen aus und gestand mir, daß sie nicht mehr einen einzigen Kegel und auch nicht mehr den Werth eines solchen besitze, da unser ganzer Reichthum ihr kürzlich auf unbegreifliche Weise gestohlen worden sei. Sie können sich denken, wie schrecklich mich dieser unerwartete Schlag traf. An die Polizei konnte ich mich nicht wenden, da sonst mein Geheimniß verrathen worden wäre.

Doch ich raffte mich wieder auf und begab mich von Neuem an die Arbeit, und es gelang mir wiederum, beinahe regelmäßig jeden zweiten Tag einen Goldkegel zu produziren. Und jetzt, vor drei Tagen, als ich nach den Ersparnissen frage, erfahre ich, daß wieder Alles fort ist. Sie sehen, Herr Doktor, wie wir hier wohnen und leben. Kleidungsstücke haben wir uns seit langen Jahren nicht mehr anschaffen können, und es ist ein Wunder, daß wir noch immer die Miethe für die Wohnung erschwingen konnten, da meine Pension ebenfalls seit Jahren bereits verpfändet ist. Was soll ich nun von dem Mädchen denken, das mich in solches Elend gebracht hat? An den Diebstahl glaube ich nicht mehr. Was hat sie mit dem Golde angefangen? Ist sie geizig und hat sie's versteckt? Oder vergeudet sie mein Eigenthum auf andere, mir unverständliche Art? O, Herr Doktor, verargen Sie mir's nicht, wenn mein Herz voll von Verwünschungen gegen das entartete Geschöpf ist. Sie wissen nicht, wie bitter ich gelitten habe!"

Doktor Mittler musterte mit forschendem Blick zuerst den alten Mann, der jetzt ganz erschöpft auf seinem Kissen lag, und dann das junge Mädchen, das noch immer am Bette kniete.

Das Mädchen hatte den Kopf erhoben und blickte den jungen Arzt stumm und hilfeflehend an. In ihren großen, schimmernden Augen lag ein Ausdruck rührender Ergebung. Es war ganz unmöglich, daß dieses Mädchen, auf dessen Stirn das Siegel kindlichster Reinheit und Lauterkeit thronte, der Ausbund von Geiz oder sonstiger Schlechtigkeit sein konnte, als den der Vater sie hinstellte. Doktor Mittler fühlte eine tiefe Bewegung in seinem Herzen, als er die Unglückliche betrachtete, deren Jugend durch ein so unerhörtes Leid vergiftet wurde.

„Wie heißen Sie?" fragte er den alten Goldmacher, indem er dessen fieberheiße Hand in die seine nahm.

„Berthold Kamphoven."

„Haben Sie auch schon daran gedacht, Herr Kamphoven, wie schweres Unrecht Sie begangen haben würden, wenn es sich herausstellte, daß Sie Ihre Tochter falsch beschuldigt hätten? In der Alchemie sind Täuschungen keine Seltenheit."

„Was? Herr, Sie zweifeln an meinen Worten?" schrie der Alte, sich aufrichtend. „Sie glauben nicht, daß ich Gold gemacht habe? Sie sollen den Beweis haben; ich will Sie mit einem Goldkegel bezahlen und zwar gleich jetzt; dafür behandeln Sie mich dann bis zu meiner Genesung. Marie, hole mir einen Kegel!"

Der Doktor richtete unwillkürlich seine Blicke auf das Mädchen, um zu beobachten, wie sie sich bei diesem Befehl verhalten würde. Sie wurde todtenbleich und krampfte die Hände ineinander, ohne sich vom Platze zu rühren.

„Gehorche mir, Elende!" kreischte der Alte im höchsten Zorn, „gehorche mir, oder auf ewige Zeiten soll Dich mein Fluch —"

Die letzte Drohung des alten Mannes schien das Mädchen zu entsetzen. Sie fuhr auf, lief in das Nebengemach und kehrte gleich darauf mit einem kleinen Gegenstande zurück, den sie in des Doktors Hand legte. Dann zog sie sich in die entfernte Zimmerecke zurück und sank bitterlich weinend auf einen Stuhl.

„Sehen Sie, Herr Doktor?" sagte der Alte mit grimmem Lachen. „Sehen Sie, wie schwer sie sich von dem Golde trennt? Behalten Sie den Kegel, er soll Ihr Honorar sein."

Der Doktor trat zur Lampe und besichtigte den Gegenstand, den ihm Marie übergeben hatte. Derselbe war ein Stück Metall, geformt nach dem Boden des Schmelztiegels. Er betrachtete es sorgfältig, er wog es in der Hand — es konnte kein Zweifel sein, nach Farbe, Gewicht und Ansehen war es thatsächlich ein kleiner Klumpen Goldes.

Der alte Mann beobachtete ihn mit gespannter Aufmerksamkeit. „Sie sind erstaunt und verwundert, Herr Doktor," sagte er, „und das verstehe ich sehr wohl. Sie haben mich vielleicht gar für verrückt gehalten, als ich Ihnen von meiner Goldmacherei erzählte: auch dazu hatten Sie ein Recht, bis ich Ihnen den vollgiltigen Beweis für meine Behauptungen in die Hand gegeben. Den aber haben Sie jetzt."

„Ich muß gestehen," entgegnete Doktor Mittler, „daß ich an der Echtheit dieses Goldes nicht länger zweifeln kann, allein behalten darf ich es nicht; das Honorar wäre ein zu hohes."

„Sie sollen's aber behalten!" rief der kranke Mann heftig. „Wenn Sie mich bis zu meiner völligen Genesung behandeln, dann werden Sie es mit Fug und Recht verdient haben."

Der Doktor schüttelte den Kopf, allein weder die Zeit noch der Ort waren geeignet, dem Geheimniß des Goldmachers auf den Grund zu gehen. Daher gab er noch einige kurze Anweisungen und verließ die Wohnung. Das Mädchen begleitete ihn die Treppen hinunter, um ihm das Haus aufzuschließen. Unten im Flur angelangt, legte sie ihre zitternde Hand auf seinen Arm.

„Herr Doktor," sagte sie leise, „haben Sie Mitleid mit mir und geben Sie mir das Gold zurück."

„Gewiß," entgegnete er. „Ich hatte ohnehin nicht die Absicht, es zu behalten. Da ist es."

„Innigen, herzlichen Dank, Herr Doktor! O, wenn Sie wüßten —! Aber ich darf's Ihnen nicht sagen. Denken Sie nichts Böses von mir, ich schwöre Ihnen, daß ich nicht die bin, für die der Vater mich hält!"

„Das glaube ich Ihnen, ja, ich bin davon fest überzeugt. Beruhigen Sie sich also, liebes Fräulein, und kommen Sie morgen früh zu mir. Ich muß Sie um einige Aufklärungen bitten, die unerläßlich sind, wenn ich Ihrem Vater die richtige Behandlung angedeihen lassen soll. Es scheint mir, daß er nicht an seinen Brandwunden allein leidet."

Damit drückte er dem Mädchen die Hand und eilte aus dem Hause.

— — — — —

Am nächsten Morgen, als die Wirthschafterin ihm soeben den Kaffee hereingebracht hatte, ging die Klingel bereits vor der festgesetzten Sprechstunde, und gleich darauf trat Marie Kamphoven in sein Studirzimmer.

„Ich bitte um Vergebung, Herr Doktor," sagte sie, „wenn ich so früh schon störe, aber der Vater ist aufgestanden und will mit aller Gewalt wieder an die Arbeit gehen. Wird ihm das nicht schaden?"

„Schaden wird's ihm nicht," antwortete der Doktor. „Besser wäre es allerdings, wenn er sich ruhig verhielte. Ich sagte Ihnen schon, daß die Verletzungen nicht gefährlich seien."

Das Mädchen athmete beruhigt auf. Dann fuhr sie mit leiser und beklommener Stimme fort: „Und nun lassen Sie mich Ihnen noch einmal dafür danken, daß Sie mir das Gold so großmüthig zurückgegeben haben, Sie wissen nicht —"

„Aber ich bitte Sie!" unterbrach sie der Doktor. „Kein Wort von Dank, liebes Fräulein! Das war ja ganz selbstverständlich. Wie hätte ich das Gold behalten dürfen, das mir unter solchen Umständen und von einem solchen Kranken eingehändigt worden war! An das Gold hatte ich kein Recht, wohl aber habe ich als der Arzt, der Ihren Vater behandelt, das Recht, Sie um Auskunft darüber zu bitten, was es mit diesem Golde und auch mit der angeblichen Goldmacherei Ihres Vaters für eine Bewandtniß hat."

„Sie sollen Alles erfahren," entgegnete das Mädchen, die Hände im Schoße faltend und den jungen Arzt mit rührendem Vertrauen anblickend. „Mein Vater hat Ihnen gestern schon einen Theil seines vergangenen Lebens erzählt, er hat Ihnen aber verschwiegen, daß die fortgesetzten Fehlschläge seiner chemischen Experimente ihn nach und nach fast an den Rand des Wahnsinns gebracht hatten. Vor zwei Jahren war er so elend, daß ich täglich fürchtete, ihn zusammenbrechen zu sehen, und dennoch arbeitete er von früh bis spät fort. Es wurde mir klar, daß er zu Grunde gehen müsse, wenn er nicht durch irgend einen günstigen Erfolg neue Hoffnung und neue Kräfte erlangte. Täglich fürchtete ich den Ausbruch einer Katastrophe. Es war meine Pflicht, ihn zu retten. Mit unendlicher Anstrengung gelang es mir, durch Anfertigung von Nadelarbeiten eine Summe von etwas über hundert Mark zu erübrigen. Ich wechselte dieselbe in Gold um, und eines Tages, als mein Vater seinen Schmelztiegel auf einen Augenblick verließ, warf ich die Goldstücke in die glühende Masse, die darin kochte. Dieser Betrug hat sich an mir durch eine Kette von unaussprechlichem Elend gerächt.

Meines Vaters Freude beim Auffinden des Goldes in der Schmelzmasse ist gar nicht zu schildern. Er weinte und lachte, er tanzte und sang wie ein Kind, und dann begann er Luftschlösser zu bauen und Pläne zu entwickeln, daß mir vom Zuhören der Kopf schwindelte. Er übergab mir den Goldkegel zur Aufbewahrung und überließ sich dann mit erhöhtem Eifer seiner alchemistischen Arbeit. Der Erfolg wiederholte sich. Er fand stets dasselbe Goldquantum in seinem Tiegel. Ich allein nur wußte, wo es herstammte. Auf diese Weise lebte er fast zwei Jahre lang in Hoffnung und Glückseligkeit, weil er sich einbildete, daß er uns ein Vermögen schaffte. Und während dieser Zeit arbeitete ich mir fast die Augen aus dem Kopfe, um das tägliche Brod für uns zu erwerben. Der erste Schlag traf mich, als er das Gold von mir verlangte, das ich seiner Meinung nach aufgespeichert haben mußte, und damit ward ich mir auch der ganzen schrecklichen Folgen meiner Thorheit bewußt. Ich konnte ihm kein Gold geben, nicht einmal ein wenig Silbergeld. Ich besaß keinen Pfennig, während er herausrechnete, daß ich achtundvierzigtausend Mark haben müsse! Sie haben gehört, wessen er mich beschuldigt, und es blieb mir kein Ausweg, als alle Schuld auf mich zu nehmen, denn ihm die Wahrheit zu gestehen, wagte ich nicht, aus Furcht, ihn dem Wahnsinn zu überliefern.

Jetzt wissen Sie, warum ich mir das Gold von Ihnen zurückerbat. Es war ja das einzige Mittel, die Täuschung fortzusetzen, die ich in der besten Absicht begonnen hatte. Jetzt aber habe ich meinen Irrthum eingesehen. Ich kann dieses Leben der Heuchelei und der Unwahrheit, der Angst und der Schmach nicht länger ertragen, ich habe beschlossen, meinem Vater heute noch Alles zu gestehen, und ich bitte Sie, Herr Doktor, mit mir zu kommen, damit Sie ihm helfen können, wenn die Mittheilung ihn überwältigen sollte."

„Gern, liebes Fräulein," sagte der Doktor, der dieser unerwarteten Aufklärung mit höchstem Interesse gelauscht hatte, „und ich bin auch überzeugt, daß er die Erschütterung, welche ihm eine solche Eröffnung nothwendig verursachen muß, überwinden wird." . . .

In Kamphoven's Wohnung angekommen, sahen sie den Alchemisten in geschäftiger Arbeit an seinem Herde, wo an einem durch ein künstliches Gebläse zur Weißgluth angefachten Koaksfeuer ein kleiner Tiegel stand, der mit einer vor Hitze sprühenden Materie angefüllt war.

„Nur nicht ängstlich," sagte der alte Mann, als er den Doktor gewahr wurde, „nur nicht ängstlich; ich darf wegen einer kleinen körperlichen Unbehaglichkeit meine große Arbeit nicht liegen lassen. Sie kommen übrigens gerade zur rechten Zeit. In wenigen Minuten ist die Transmutation geschehen und mit Ihren eigenen Augen sollen Sie wahrnehmen, wie aus den Schlacken sich das Gold scheidet."

„Vater," begann Marie mit leiser, flehender Stimme, indem sie näher an den Herd trat, „Vater, ich habe Dir etwas abzubitten."

„Aha!" rief der Goldmacher. „Bereust Du Deine Schlechtigkeiten? Willst Du mir das Gold herausgeben?"

„Nein, Vater, ich habe Dir abzubitten, daß ich Dich zwei Jahre lang getäuscht habe. Vater — lieber Vater! Die Wahrheit muß an den Tag. Du hast nie Gold gemacht. Ich hatte hundert Mark erübrigt und die Goldstücke in den Tiegel geworfen, als Du den Rücken wendetest, und dies habe ich mit demselben Golde immer wiederholt. Ich hab's gethan, weil ich fürchtete, daß die unablässigen Mißerfolge Dich um's Leben bringen würden. Es war ein Unrecht, ich weiß es wohl, aber ich meinte es so gut! Und nun vergibst Du mir, lieber Vater, nicht wahr?"

Damit streckte das arme Mädchen dem alten Manne flehend die Hand entgegen.

Der aber wurde bleich wie der Tod. Eine Weile stand er starr und unbeweglich und dann brach er in ein kreischendes Gelächter aus. Endlich sagte er mit schneidendem Hohn: „Ich verstehe, Herr Doktor; das ist so ein kleines Komplott, wie? Man will mir einreden, daß ich zwei Jahre lang von der kindlichen Liebe und Aufopferung meiner Tochter zum Narren gemacht worden sei — was verfolgen Sie dabei für einen Zweck?"

„Ich kann Ihnen darauf weiter nichts antworten, als daß ich überzeugt davon bin, daß Ihre Tochter die Wahrheit gesagt hat," erwiederte der Doktor ernst.

„Bester Herr Doktor, nehmen Sie mir's nicht übel, aber Sie reden, wie Sie's verstehen. Das Mädchen hat Sie bethört. Verziehen Sie noch eine kleine Weile, dann will ich Ihnen ein Stück Gold aufweisen, so gediegen und rein, wie es auf der Erde nicht wieder zu finden ist. Werden Sie dann überzeugt sein?"

„Wenn Sie das vermögen, dann sollen Sie mich bekehrt haben," sagte der Doktor.

Marie schien noch einmal das Wort ergreifen zu wollen, auf einen Wink von ihm aber verharrte sie im Schweigen.

Der Alchemist, mit dem Lächeln des Triumphes auf den Lippen, wendete sich dem Herde zu und beobachtete eifrigen Blickes die glühende Masse in dem Tiegel.

„Da," murmelte er vor sich hin, „da sind schon die grünen und blauen Schattirungen auf der Oberfläche. Jetzt kommt der gelbe Schein — nun der rothgoldene. Ah! Das schimmert und leuchtet — jetzt — jetzt ist's gut! Jetzt hab' ich's!"

Damit griff er nach der Zange, hob den Tiegel mit schnellem Schwunge aus dem Feuer und stellte ihn vorsichtig auf die Ziegelplatten des Herdes. Die Gluth in dem kleinen Gefäß wurde dunkler und endlich aschig grau. Er nahm eine eiserne Kelle und schöpfte die lockere, flockige, weißliche Masse heraus, die über dem Metall sich befand. Inzwischen war der Tiegel soweit abgekühlt, daß das in ihm etwa vorhandene Metall nicht mehr flüssig sein konnte.

„Nun geben Sie Acht, Herr Doktor!" rief Kamphoven; dann faßte er den Tiegel mit der Zange und stürzte ihn um. Ein Häufchen Asche fiel heraus, das er hastig mit der Kelle zertheilte. Er stand vornüber gebeugt und starrte auf den Herd.

„Nichts! Nichts!" stieß er hervor. „Wo — wo ist das Gold? Es muß da sein!"

„Das Gold ist hier, lieber Vater," sagte Marie, den kleinen Kegel aus der Tasche ziehend, „und zwar Alles, was wir jemals besessen haben."

Der alte Mann wankte auf das Mädchen zu, aber er that nur zwei Schritte, dann fiel er schwer nieder auf sein Antlitz. Marie stieß einen Schreckensruf aus und versuchte ihn aufzuheben. Doktor Mittler schob sie sanft auf die Seite.

„Der Schlag hat ihn überwältigt," sagte er, über den Daliegenden gebeugt. „Das war vorauszusehen. Er ist ohnmächtig. Helfen Sie mir, ihn auf das Bett zu legen."

Das Mädchen gehorchte zitternd, die Augen starr auf das blasse, leblose Gesicht des Vaters gerichtet.

„Er wird doch nicht sterben, Herr Doktor?" fragte sie den eifrig mit Wiederbelebungsversuchen Beschäftigten.

„Er wird nicht sterben," lautete die zuversichtliche Antwort. „Sein Geist wird vielleicht nicht ganz klar sein, wenn er erwacht, das ist aber eine natürliche Folge seines bisherigen überreizten Zustandes. Der arme alte Herr ist übrigens auch körperlich so verfallen und herabgekommen, daß er nur durch die sorgsame körperliche und geistige Pflege, wie allein eine Anstalt sie bietet, wieder auf die Beine kommen kann." —

Zwei Stunden später hatte Doktor Mittler bereits die Aufnahme des Goldmachers in die Abtheilung für Gemüthskranke des großen städtischen Krankenhauses veranlaßt. Dort verfiel derselbe anfänglich in Tobsucht, mit der Zeit aber beruhigte er sich, und schon nach wenigen Monaten konnte er nach dem „Bürgerheim" übersiedeln, einer städtischen Stiftung für alte, verdiente Beamte, wo ihm durch Doktor Mittler die Aufnahme erwirkt worden war.

Schon lange vorher aber hatte dieser tüchtige junge Arzt die verlassene Tochter des alten Goldmachers in dem Hause einer ihm verwandten älteren Dame untergebracht. Wie es vorauszusehen gewesen, entwickelte sich Marie im Laufe der Zeit zu einer jungen Dame von seltenen Vorzügen und heute ist dieselbe des Arztes treue und glückliche Gattin.

Mannigfaltiges.

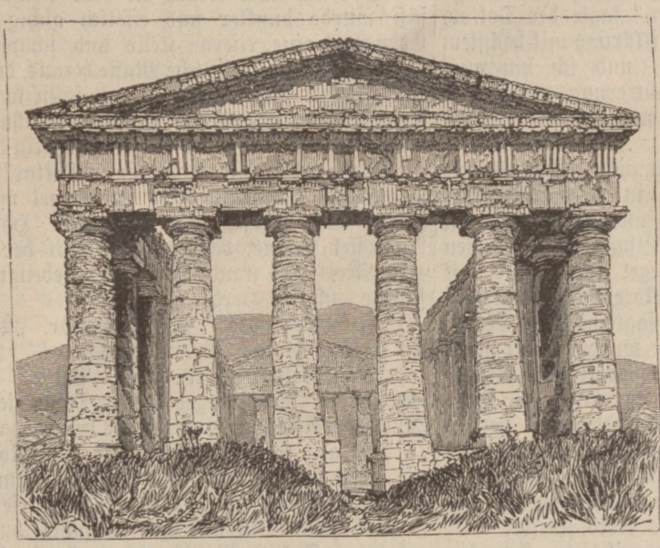
(Nachdruck verboten.)

Abänderungen des Instinkts bei den Thieren. — Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß wildlebende Thiere bisweilen einen ihrer ersten Instinkte verlieren und sich einen anderen aneignen, der ihrer Art bis dahin völlig fremd war. So z. B. hat man am Rindvieh mancher Gegenden die Beobachtung gemacht, daß es an Knochen saugt. In neuester Zeit wurde diese Thatsache in Natal, sowie auch in den Vereinigten Staaten beobachtet. Wahrscheinlich aber wurde diese Gewohnheit dadurch herbeigeführt, daß dem Grase irgend ein erforderlicher Nahrungsbestandtheil fehlte, welcher durch die Knochen geliefert wird. Wenn sich nun diese Gewohnheit zufällig dem Vieh vortheilhaft erwiese, so wäre es wohl denkbar, daß eine Thierart im Naturzustand sich von der ausschließlichen Pflanzennahrung abwenden und fleischfressend werden könnte.

Einen anderen interessanten Fall vom Uebergang pflanzenfressender zu fleischfressender Lebensweise bietet uns das unter dem Namen Chickaree (Sciurus hudsonii) bekannte amerikanische Eichhörnchen, das gleich den meisten seiner Art von Natur zu den Pflanzenfressern gehört, in der Gegend von Mount Airy aber eine den Mardern eigene Lebensweise annahm, indem es auf Bäume kletterte und den Vögeln nachstellte, um deren Blut zu saugen. Man vermuthet, daß dieser Uebergang von pflanzen- zu fleischfressenden Gewohnheiten auf die Neigung mancher Eichhörnchen zurückzuführen sei, Vogeleier zu verzehren. Von da bis zum Trinken von Vogelblut ist nur noch ein kleiner Schritt.

J. Potts berichtet aus Neu-Seeland an die „Nature“, daß der Bergpapagei (Nestor notabilis) eine fortschreitende Veränderung in seinen Gewohnheiten von den arglosen Neigungen eines Honigessers zur Wildheit eines Fleischfressers bemerken lasse. „Diese Vögel kommen schaarenweise herbei, suchen sich auf's Gerathewohl ein Schaf aus, und indem sie sich abwechselnd auf seinem Rücken niederlassen, reißen sie die Wolle aus, bis das Thier blutet und davonläuft. Die Vögel verfolgen es sodann und zwingen es herumzulaufen, bis es erschöpft niedersinkt. Es sucht nun womöglich auf dem Rücken zu liegen, um die verwundeten Stellen vor den Vögeln zu schützen; diese picken aber eine frische Wunde in die Seite, so daß das so zugerichtete Thier nicht selten zu Grunde geht.“ Seit der Veröffentlichung dieses Berichtes hat sich dieser Wechsel in den Gewohnheiten der Thiere noch weiter ausgebildet und ist zu einer ernsten Plage für die dortigen Schafzüchter geworden. Die Vögel ziehen jetzt die fetten Theile ihrer Opfer vor und gehen durch die Bauchhöhle gerade auf das Nierenfett los, wobei sie natürlich die Schafe umbringen.

Die Hochlandsgans von Südamerika liefert ein bewundernswerthes Beispiel von einer befestigten Instinktabänderung. Diese Vögel sind ganz richtige



Der Tempel von Segesta.



Der Cerestempel in Pästum.

Gänse mit völlig ausgebildeten Schwimmfüßen: dennoch gehen sie niemals in's Wasser, ausgenommen vielleicht eine kurze Zeit nach der Ausbrütung ihrer Eier zum Schutze ihrer Jungen. Auch von den Hochlandgänsen Australiens, die ebenfalls gut entwickelte Schwimmfüße besitzen, wird berichtet, daß „sie langbeinig gleich Hühnervögeln laufen und selten oder niemals in's Wasser gehen“. Die Enten auf der Insel Ceylon haben ihren natürlichen Instinkt für das Wasser ebenfalls gänzlich verloren.

Sperlinge und Schwalben nisten heute an Häusern statt auf Bäumen, was sie früher jedenfalls thun mußten; Insekten, Vögel und Säugethiere, die früher von Pflanzen lebten, wurden nachmals fleischfressend 2c. 2c. Alle diese Fälle von Abweichungen des Instinkts bilden ebensoviele Beispiele von Rassenverschiedenheiten, und der Schritt von diesen zu Artunterschieden ist offenbar kein großer.

[L. H.]

Die beste Kritik. — Als einst der große Bildhauer Johann Heinrich Dannecker in Stuttgart, ein Freund und Jugendgenosse Schiller's, dessen Kolossalbüste er bekanntlich auch meisterhaft ausgeführt hat, 1825 seine Christusstatue vollendet hatte, ward ihm von Laien und Künstlern viel Lobendes gesagt. Von dem Allen ergriff ihn aber nichts so sehr, als die Worte eines kleinen fünfjährigen Mädchens, das in Begleitung der Mutter das Atelier kaum betreten hatte, als es auch sogleich auf die Statue zulief und, dieselbe mit seinen kleinen Aermchen umfassend, sein tägliches Gebet hersagend, mit rührendem Ausdruck flehte:

„Herr Jesu Christ,
Der Du bist
Aller Kindlein Schirm und Hort,
Schenk' auch mir Dein Gnadenwort.“

Dannecker stürzte auf die kleine Beterin zu und küßte ihr unter strömenden Thränen unzählige Male Stirn und Haar. „Das Lob keines Kunstkritikers,“ so hat er oft und ernst seinen Freunden versichert, „hätte mir jemals eine so große Genugthuung geben können, als die einfältige Andacht dieses Kindes.“

[—du—]

Reste griechischer Baukunst in Italien.

(Mit 2 Abbildungen.)

Die interessantesten Reste von hellenischen Bauwerken aus der Blüthezeit der Kunst in Italien befinden sich zu Pästum bei Salerno und auf der Insel Sizilien. Am berühmtesten ist der oft abgebildete, um 550 v. Chr. entstandene Neptuntempel zu Pästum. Nördlich von ihm liegt der kleinere Cerestempel (siehe die Ansicht zur Rechten), von dem noch das Peristyl und die Säulen der Vorhalle stehen geblieben sind. — Unter den Ruinen von Segesta auf Sizilien ist der majestätische Tempel, den unsere Ansicht zur Linken darstellt, die Hauptsehenswürdigkeit. Eines der großartigsten dorischen Bauwerke aus dem 5. Jahrhundert v. Chr., gilt er zugleich als die Verkörperung der edelsten sizilisch-griechischen Baukunst. Beide Gipfel und sämmtliche Säulen sind erhalten geblieben, und einsam ragt er auf einem kleinen Hügel empor, gleichsam eine Verklärung der großartig-öden Natur rings umher. Bemerkenswerth ist ferner das seit 1822 ausgegrabene, fast vollständig erhaltene Theater.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 3.

Auflösung des Ringel-Räthsels: „Auf dem Eise“ in Nr. 1:

Ein Preisgekrönter (man folgt vom Läufer aus der hinterlassenen Spur und liest bei jedem Ringel den betreffenden Buchstaben).

Räthsel.

Der Sprichwörter fünf will ich Dir geben,
Daraus sollst Du ein sechstes weben.
Ein jedes der ersten drei spendet ein Wort:
Dem Vierten nimmst Du zweie fort;
Das Fünfte hat drei seiner Worte zu missen;
Sie alle mußt Du zu ordnen wissen,
Dann thun sie Dir, aus Volksmund,
Das sechste Weisheitssprüchlein kund.

I. Wasch' mir den Pelz und mach' mich nicht naß.
II. Hab' ich ist besser, als hätt' ich.
III. Eine Schwalbe macht keinen Sommer.
IV. Es wird nicht so heiß gegessen, wie aufgetragen.
V. Was Hänschen nicht lernt, weiß Hans nimmermehr.

[Claire v. Glümer.]

Auflösung folgt in Nr. 3.

Logogriph.

Ich spiegle mich in Stromes Wellen, wie in der Donau so im Rhein;
Doch weilst Du anderswo, und möchtest trotzdem Dich meiner Pracht erfreu'n,
Setz' für ein i ein e mir hin, und sieh', wie schön im Mai ich bin!

Auflösung folgt in Nr. 3. [E. Milius.]

Auflösungen von Nr. 1: des Homonyms: Er bestellt; des Füll-Räthsels: Unkraut vergeht nicht.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung, Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.